

TERMIN MIT GALSAN TSCHINAG

Der Steppensänger

Der Häuptling der Tuwinen – einer nomadischen Minderheit in der Mongolei – zog als Student nach Leipzig. Heute ist er in seiner Heimat ein Umweltaktivist und in Deutschland ein preisgekrönter Autor.

■ VON MARLIS PRINZING

„Ich sitze neun Stunden in den Wolken“, so beschreibt Galsan Tschinag seine regelmäßigen Reisen zwischen der Mongolei und Deutschland. Dabei streife er jedes Mal im Flugzeug die mongolische Haut ab und werde gedanklich zum Europäer – oder umgekehrt, je nach Flugrichtung. Hoch oben über den Landschaften sortiere er sein Denken, erzählt er, rüste sich äußerlich und innerlich für den Wechsel von einer Sprache in die andere. „Die Sprache prägt ihre Sprecher nicht weniger, als Landschaften ihre Bewohner und Kultur und Geschichte ihre Träger prägen“, erklärt er zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Sprachbrücke in der mongolischen Staatsoper.



POET MIT PREIS: In Deutschland war der Schriftsteller Erwin Strittmatter der Mentor von Galsan Tschinag. Die erste Erzählung seines Schützlings gewann gleich den Chamisso-Preis.

Foto: Uwe Dettmar/Suhrkamp Verlag

Wörter sind naturgemäß die Bausteine des Romanciers, sie schlagen Brücken zwischen Kulturen. Galsan Tschinags Sprachgewalt macht ihn mächtig: Aus Wörtern errichtet der Dichter Bilder aus der Steppe in den Köpfen einer wachsenden Lesergemeinde. Vor knapp einem halben Jahrhundert machte er sich zum ersten Mal in den Westen auf, um damals im deutschdemokratischen Leipzig Germanistik zu studieren. Die Wurzeln seiner Sprachmacht sind jedoch älter und führen in den Hohen Altai, zu einem Stamm tuwinischer Nomaden.

Keiner notierte den Tag seiner Geburt. Denn sein Volk, die Tuwinen aus dem Grenzgebiet zwischen Russland und der Mongolei, kennt keine Schrift. Lange dauerte es, bis Galsan Tschinag einen Namen bekam. Seine Eltern nannten ihn in den ersten Jahren seines Lebens schlicht „Inhalt des Fells“. Dazu hatte seine Schamanentante geraten, damit er – anders als die zuvor geborenen Zwillinge – behütet und warm die strengen Winter überlebt. Viel später, als klar war, dass er der nächste Häuptling seines Volkes werden würde und auch in der modernen Welt jenseits seines Dorfes zurechtkommen muss, machte er den 26. Dezember 1943 zu seinem Geburtstag und nannte sich fortan Galsan Tschinag. Bis dahin hieß er offiziell Irgit Schynykbaj-oglu Shuruk-uwaa, was wohl nicht nur für westliche Zungen kaum aussprechbar ist.

Galsan Tschinag wuchs in eine Welt lebendiger Geschichten über Menschen und Tiere, Geister und Landschaften hinein – sie prägen bis heute seine Romane. Damals belebten sie den oft harten Alltag in einer unendlich scheinenden Landschaft, deren hartes Klima Mensch und Tier viel abverlangt. Von klein auf wollte Tschinag Schamane werden. Auch seine Tante sah in ihm ihren Nachfolger. Der kleine „Fellinhalt“ war wohl vier oder fünf

Jahre alt, als die Tante ihm auftrag, einen Felsen zu besingen, bis dieser antwortete. Sie gab ihm zwei Verszeilen, die Melodie sollte er selber finden. Er sang und sang und sang, verzweifelt, zornig, traurig, tagelang, haderte, weil er gerne mit seinen Freunden spielen wollte, sang trotzdem weiter. „Eines Tages hörte ich die Stimme des Felsens, die Stimme des Steines. Erfreut und erstaunt stellte ich fest: Das ist ja meine eigene Stimme! Der Felsen hat nicht dort gestanden, sondern in mir!“ Was er gehört habe, erzählt er, sei seine innere Stimme gewesen, was er entdeckte, war eine ganz eigene Landschaft in ihm und der Schlüssel dazu. Er fiel in Trance. „Ich hatte das Gefühl, abzuheben, plötzlich ging ich aus mir heraus und hörte diese Stimme. Da wusste ich: Ach so ist das. Das ist kein Betrug, es gibt das alles tatsächlich. Seitdem kann ich das.“ So entdeckte er die Macht der Sprache: Ein Schamane greife Verse aus dem Nichts, erzählt er. „Er ist Wort- und Ton-Dichter und er beschwört damit Leute, er berauscht sie und sich selbst.“

Schamane kann man eigentlich nicht werden; wer aber berufen sei, komme nicht umhin, so Tschinag. Allerdings: ein kleiner Schamane, ein Heiler, sitzt in jedem. Wer sich tiefer darauf einlasse, dem drohe die Schamanenkrankheit. Das sind Tage andauernde Zustände mit Träumen, Fieber, Schmerzen. Schamanen sind überzeugt, so ihre Transformation zu erhalten, die sie schult im Wandeln zwischen Bewusstsein und Unterbewusstsein.

Galsan Tschinag musste diese Lektion später ein zweites Mal auf sich nehmen. Denn seine Ausbildung stockte, weil die kommunistische Regierung den Schamanismus verbot und weil sein Bruder, der in der fernen Kreisstadt Schuldirektor war, ihn mitnahm, auch damit er abschwor. Nun fand sich der Nomadenjunge fernab der Sippe in der betonierten Welt der Zivilisation und sollte das mongolische Alphabet mit seinen 35 Buchstaben lernen. Anstatt zu befremden, begeisterte es ihn – im Wortsinn: „Ich dachte, nun habe ich zu den 10 000 Geistern des Schamanen noch 35 neue hinzugewonnen.“ Sie öffneten ihm die Welt der Schrift. Mächtig stolz sei er gewesen, als schon nach einem Jahr seine ersten Gedichte gedruckt in der Schulwandzeitung prangten. Und als er den Eindruck hatte, dass Mädchen sich zu wenig für ihn interessieren, lenkte er mit Liebespoesie ihre Aufmerksamkeit auf sich. Galsan Tschinag brachte es im Dichten zu so großer Virtuosität, dass er ein Stipendium im sozialistischen Bruderstaat DDR erhielt.

Am 29. August 1962 kam er in Leipzig an und fühlte sich „wie ein blinder menschlicher Welp“, der sich verbot zu winseln. Er verordnete sich Sprachunterricht sowie Kultur in Höchst dosis. Plötzlich kam er sich unzivilisiert vor, stammt er doch aus einer Region, in der es Felszeichnungen statt Ölgemälde und Kehlkopfgesang statt Opern gibt. Deshalb sah er keine andere Wahl: „Ich musste den Nomadenjungen in mir zerstören.“

Von nun an schöpfte er aus zweierlei Sprach- und Kulturwelten. Die an Metaphern reiche Sprache tuwinischer Epen ermöglichte es ihm, nicht wie seine Mitstudenten nur aus dem Lehrbuch zu lernen, sondern in Bildern zu denken. Rasch gelangen ihm erste Geschichten auf Deutsch. Durch eine Volkskundlerin, die sich seiner Mongolisch- und Tuwinischkenntnisse bediente, söhnte er sich mit der Kultur seiner Heimat aus. Der Volkskundlerin, aber auch sich selbst sollte er ein Epos übersetzen, das ihm ein alter mongolischer Mann vorsang. „Das war meine Rettung. Plötzlich habe ich erkannt: Auch wir haben Kultur, nur funktioniert sie anders. Ich könnte, wenn ich gut genug bin, diese Kultur den Leuten sichtbar machen“, so Galsan Tschinag.

Bei seinen Gasteltern lernte er den Schriftsteller Erwin Strittmatter kennen. Der Deutsche wurde sein Mentor, über sein Werk verfasste Tschinag seine Diplomarbeit. 1968 schloss der Nomade in Deutschland als Jahrgangsbester ab und bedankte sich in seiner Rede im Alten Rathaus in Leipzig bei „allen Deutschen aller Zeiten, Geistern und Menschen“, dass sie ihn „mit ihrem Heiligtum, der deutschen Sprache, beschenkt auf den Weg des Lebens entlassen“.

Als erster mongolischer Germanist kehrte er nach Ulan-Bator zurück und wurde Dozent für deutsche Sprache und Literatur: Jeder Mongole sollte Deutsch als Fremdsprache lernen. Er sah sich als eine „Bestellung der Zeit“, weil die DDR und damit die deutsche Sprache in der Mongolei hoch angesehen waren. Gleichzeitig sei er gescheitert, sagt er. Um im sozialistischen System erfolgreich zu sein, fehlten ihm der Vetter im Politbüro und die Fähigkeit zur Unterwürfigkeit. Er fiel in Ungnade. Nach zermürenden Verhören durch die Sicherheitsbehörden warf man ihn 1976, acht Jahre nach seiner Rückkehr, wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ aus der Universität und belegte ihn mit einem Berufsverbot als Dozent.

Tschinag wurde Journalist, übersetzte Gedichte von Kurt Tucholsky und Texte von Strittmatter ins Mongolische, fühlte sich beruflich aber in innerer Emigration, als Fremder mitten im eigenen Land. Nur im Privaten lag Zukunft: Er verliebte sich in Nordshmaa, die er aus der Schulzeit kannte; schon bald hatten sie vier Kinder. Im Januar 1980 aber war er dennoch am Ende. Er zog sich ein Sonntagsgewand an, um seiner Familie gut in Erinnerung zu bleiben, und ging in eine Nervenklinik, um zu sterben. Erschöpft, weil er rastlos schrieb und schrieb und als Journalist von Pressetermin zu Pressetermin hetzte und kaum noch schlief.

Der Klinikarzt redete ihm ins Gewissen und stellte ihn vor die Wahl: Tod oder Kurswechsel, also mehr Sport, weniger Arbeit. Dennoch schrieb er weiter. Diesmal Geschichten. Über in die Zentralmongolei zwangsumgesiedelte Tuwiner und auf Deutsch. Darunter auch die Erzählung „Eine tuwinische Geschichte“, die er Strittmatter schickte. In der DDR durch die Zensur bei Texten über ethnische Minderheiten weniger rigoros als in der Mongolei. Strittmatter war begeistert und sorgte dafür, dass sie 1981 in Ostberlin veröffentlicht wurde. Kurz nach der Wende erhielt Tschinag 1992 für sie in München seine erste Auszeichnung, den Adelbert-von-Chamisso-Preis. Viele weitere Auszeichnungen folgten – etwas verzögert erreichte die Anerkennung schließlich auch seine Heimat. Seitdem reist Galsan Tschinag als Botschafter seiner Heimat, als Häuptling und Dichter und Heiler in einer Person regelmäßig nach Europa, lebt gleichermaßen in Ulan-Bator und im Hohen Altai.

Im Sommer 1995 durfte er sogar seinen Nomadenstamm in die Heimat zurückführen, aus der er einst vertrieben wurde, zu den Weideflächen und Jagdrevieren von einst. Den Menschenzug finanzierte er mit den Tantiemen seiner Bücher, ein ARD-Fernsehteam dokumentierte die Reise. Seine aktuelle Vision macht ihn, wie er sagt, zum „Häuptling Bäumling“. Tschinag wirbt für Baumspenden und möchte in der Mongolei eine Million Bäume pflanzen, vor allem in der kahlen, kargen, kalten Höhensteppe. Ihr sollen die Pflanzen den fast verloren gegangenen Regen zurückbringen. Den Westen beliefert er weiterhin mit den Geschichten seines Landes wie auch mit dem Heilwissen seines Volkes. „90 Prozent aller Krankheiten sind nur Störungen“, sagt er. Seine schamanische Kunst könne in jenen, die sich öffnen und sich durch seine Worte in eine Art Trance begeben, nachhaltige Heilprozesse anstoßen, glaubt er. „Heilen mit Worten“, nennt das der Wortmächtige.